

SCOTT

LIA

ROMAN

STURM JAHRE

Ein Gefühl von
Unendlichkeit



Lia Scott

Sturmjahre

Ein Gefühl von Unendlichkeit

Unverkäufliches und unkorrigiertes Leseexemplar zu

ISBN 978-3-596-70776-8,

ca. 11,99 EUR (Broschur)

ISBN 978-3-10-491630-9,

ca. 9,99 EUR (E-Book)

Voraussichtlicher Erscheinungstermin:

01. April 2023

Wir bitten Sie, Rezensionen nicht vor diesem Termin zu
veröffentlichen.

Wir danken für Ihr Verständnis.

Ihre Meinung zu diesem E-Book ist uns wichtig!

Wir freuen uns auf Ihre Leserstimme an:

leseindruck@fischerverlage.de

Mit dem Versand der E-Mail geben Sie uns Ihr Einverständnis,
Ihre Meinung zitieren zu dürfen.

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Schottland 1917: Grüne Wiesen, graue Steinhäuser und starke Winde – das ist die Heimat von Bonnie und ihrer großen Familie im beschaulichen Foxgirth. Dort ist Bonnie Krankenschwester. Doch seit der Erste Weltkrieg tobt, versorgt sie verletzte Soldaten in einem weit entfernten Krankenhaus. Eines Tages landet ihr Bruder Archie verwundet auf ihrer Station, zusammen mit seinem Kameraden Connor, den Bonnies Lachen in all der düsteren Zeit glücklich macht. Bald reisen Bonnie und die Männer zurück in die Heimat, wo sie auf eine bessere Zukunft hoffen. Doch als Connor die Schatten der Vergangenheit einholen, muss Bonnie eine mutige Entscheidung treffen.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Lia Scott ist das Pseudonym der deutschen Autorin Lilian Kaliner (*1984), die mit ihrer Familie und vielen Tieren in der Nähe von Freiburg lebt. Mit der Sturmjahre-Serie vereint sie ihre Liebe zu Schottland mit bewegenden Schicksalen der Zeit – während und nach dem Ersten Weltkrieg. Im Zentrum der Reihe steht die Dennon-Familie, deren Geschwister unterschiedlicher nicht sein könnten, aber dennoch gemeinsam für eine bessere Zukunft kämpfen.

Die Autorin ist auf Instagram und Facebook zu finden.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

In Flanders fields the poppies blow
Between the crosses, row on row,
That mark our place; and in the sky
The larks, still bravely singing, fly
Scarce heard amid the guns below.

We are the dead. Short days ago
We lived, felt dawn, saw sunset glow,
Loved, and were loved, and now we lie
In Flanders fields.

Take up our quarrel with the foe:
To you from failing hands we throw
The torch; be yours to hold it high.
If ye break faith with us who die
We shall not sleep, though poppies grow
In Flanders fields.

»In Flanders Fields« Lieutenant Colonel John McCrae, 1915

Teil eins

Ende November 1917

Der große Krieg wütet bereits seit über drei Jahren. Das erste Mal in der Geschichte stehen Schotten und Engländer Seite an Seite gegen einen gemeinsamen Feind. Fast neun Millionen Männer des Königreichs, viele aus einfachen Verhältnissen, sind aufgebrochen, um ihr Land, die Freiheit und die Krone gegen einen gefürchteten Feind zu verteidigen. Mit nichts als einer rudimentären militärischen Ausbildung wurden sie verschifft und in die Hölle des Krieges gestoßen. Wer jetzt noch lebt, hat sich verändert. Aus den Bauernjungen, die aus Ehrgefühl und Abenteuerlust aufbrachen, wurden Männer, die vom Krieg gezeichnet sind.

Der zermürbende Stellungskrieg hat sich festgefahren, und ein Ende ist nicht in Sicht.

Doch auch in der Heimat kämpfen die Menschen ums Überleben. Frauen müssen ohne Ehemänner, Väter und Brüder zurechtkommen. Krankenschwestern stehen an vorderster Front auf dem Festland oder versorgen den schier endlosen Strom an Verwundeten in England und Schottland. Sorge, Erschöpfung und Aufopferung sind zum Normalzustand für eine ganze Generation geworden.

*Mit Willenskraft und Leidenschaft sucht sie nach ihrem Weg
in eine Zukunft nach dem Krieg.*

*Es sind Jahre der Sehnsucht und der starken Gefühle. Denn die
Liebe keimt auch in den widrigsten Zeiten.*

Kapitel 1

Die hellen Schreie der Küstenseeschwalben kündigten den Sommer an. Bonnie saß im satten Gras und drehte den Stängel einer Wildblume zwischen den Fingerspitzen. Sie sog die laue Luft in ihre Lungen und ließ den Blick über die Steilklippen schweifen. Das Rauschen des Meeres bildete die Hintergrundmusik dieser Region. In verlässlicher Gleichmäßigkeit schlugen die Wellen gegen die roten Felsen, wie um den Takt des Lebens entlang der Küste vorzugeben. Sie schloss die Lider und lauschte dem Summen einer Biene.

»Bonnie, du kommst zu spät zum Dienst«, drang wie aus weiter Entfernung eine Stimme zu ihr. Dann kroch Kälte an ihren Beinen hinauf.

Sie schlug die Augen auf und sah Juliana vor sich stehen, die Bonnies Bettdecke in den Händen hielt. Unter den Augen ihrer Zimmergenossin und Arbeitskollegin prangten dunkle Schatten, die genau wie der Abdruck, den die kürzlich abgesetzte Haube auf Julianas hellbraunen Haaren hinterlassen hatte, auf deren Nachtschicht verwiesen.

Bonnie setzte sich auf und zog fröstelnd das Nachthemd bis zu den Knöcheln hinunter. Sie war nicht an Schottlands Küsten. Ganz im Gegenteil, ihre Heimat schien so weit von London entfernt zu sein wie ein anderes Leben. Und es war auch nicht

Frühsommer, sondern ein weiterer trüber Novembertag, der gerade begann.

»Ich habe dich schon vor über einer halben Stunde geweckt, ehe ich zum Frühstück gegangen bin«, sagte Juliana und schüttelte den Kopf. »Wirst du etwa krank?« Sie musterte ihre Arbeitskollegin mit dem geübten Blick einer Krankenschwester. »Du bist doch sonst schon immer vor der Zeit auf.«

Plötzlich war Bonnie hellwach und sprang aus dem Bett. Sie musste erneut eingenickt sein. »Wann beginnt meine Schicht?«, rief sie und stürzte zum Waschtisch.

Juliana warf die Decke zurück auf die durchgelegene Matratze. »Dein Dienst hat bereits vor zehn Minuten angefangen.«

»Mist!« Bonnie tauchte die Hände in das eisige Wasser in der weißen Porzellanschale und wusch ihr Gesicht. Auf ihrer Haut verspürte sie ein beißendes Prickeln.

Kaum hatte sie sich abgetrocknet, reichte Juliana ihr die sorgsam auf einem Bügel aufgehängte Schwestertracht. Während Bonnie diese anzog, entledigte Juliana sich ihrer eigenen und kroch in ihr Bett, das Bonnies gegenüberstand. Meist sahen sie und ihre beiden Mitbewohnerinnen sich nur kurz zwischen den Schichten; die eine stand auf, die andere ging schlafen. So war es schon seit Jahren beinahe tagein und tagaus.

»Dann gibt es heute wohl kein Frühstück«, murmelte Bonnie, band ihre Haare zusammen und steckte in Windeseile die Haube darauf fest. Einen ganzen Vormittag ohne etwas im

Magen durchzuhalten, würde hart werden, doch sie hatte es sich selbst zuzuschreiben, dass sie spät dran war. Eine gute Tasse Tee wäre bei der Kälte, die in dem kleinen Schlafzimmer herrschte, eine wahre Wohltat, dachte Bonnie, während sie den Sitz der Haube im Spiegel kontrollierte. Obwohl sie gerade erst aufgestanden war, sah sie heute kaum wacher aus als Juliana nach der Nachtschicht. Bonnie zwickte sich in die Wangen, um wenigstens etwas Farbe auf ihre blasse Haut zu zaubern, auch wenn diese schnell wieder verschwinden würde.

Ihre Zimmergenossin gähnte und nahm ein Bündel vom Nachttisch. »Ich habe noch Kekse, vielleicht hast du nachher ein paar ruhige Minuten.«

Bonnie griff danach. »Ruhige Minuten?«

Juliana zog eine Grimasse und sank ins Kissen. »Ehe ich es vergesse: Dr. Wright verlangt nach dir.«

»Was will er denn?« Bonnie ließ die in braunes Papier eingeschlagenen Kekse in der Schürzentasche verschwinden.

»Ich habe keine Ahnung, ich sollte es dir nur ausrichten.« Juliana hatte die Augen bereits geschlossen, während sie die letzten Worte murmelte.

»Ich gehe gleich zu ihm. Schlaf gut«, sagte Bonnie, schlüpfte in die Schuhe und öffnete die Zimmertür. Dann rauschte sie die knarrenden Treppen hinunter bis ins Erdgeschoss des Second London General Hospital. Sie eilte die Gänge entlang. Die Wände warfen das klappernde Geräusch ihrer Absätze zurück, und Bonnie wich einem Patienten auf Krücken aus, der gerade von einer ihrer Kolleginnen gezeigt bekam, wie er mit der

Gehilfe richtig umzugehen hatte. Schon jetzt, am frühen Vormittag, drang aus dem Untergeschoss, in dem die Küche untergebracht war, der Geruch nach Brühe herauf und ließ Bonnies Magen knurren. »Nicht jetzt«, zischte sie ihm zu und bemühte sich, nicht an die Kekse in ihrer Schürze zu denken.

Vor Dr. Wrights Tür blieb sie stehen, schob einige lose Strähnen unter ihre Haube und überprüfte den Sitz ihrer Tracht. Sicherlich verriet ihre schnelle Atmung Bonnies holprigen Start in den Tag. Ausgerechnet heute, da sie sich verspätet hatte, wurde sie auch noch unverzüglich in das Zimmer des Stationsarztes gerufen. Was wollte er nur von ihr? Bonnie schnaufte durch, um nicht nach Luft schnappend ins Zimmer zu stolpern, und klopfte an.

»Kommen Sie herein«, hörte sie Doktor Wrights nasale Stimme durch das Holz.

Sie öffnete und trat ein. Bonnie überlegte, ob sie sich für das Gespräch lieber setzen sollte, während der grauhaarige Mann die Augen weiterhin auf Patientenakten gerichtet hielt.

Doch da nahm er schon die Brille ab und sah zu ihr hinüber. »Schwester Bonnie«, begrüßte er sie.

»Guten Morgen, Sir.« Ihre Finger griffen in den Stoff ihrer Schürze. »Es tut mir leid, dass ich heute zu spät zum Dienst erscheine, ich war wohl etwas übermüdet«, setzte sie an.

Doktor Wright kniff die Augen zusammen und lächelte schließlich, worauf sich ein Kranz aus Falten an seinen Schläfen bildete. »Deshalb habe ich Sie nicht kommen lassen.«

War es zu früh, erleichtert zu sein? Ihre Finger ließen den Stoff los. »Weshalb haben Sie nach mir geschickt?«, fragte Bonnie und ging fieberhaft die letzten Tage durch, um etwas zu finden, das sie womöglich verpatzt haben könnte. Dr. Wright bat selten Krankenschwestern in sein Büro, und wenn er es tat, dann war es für gewöhnlich kein gutes Zeichen. Erst kürzlich war eine seit wenigen Wochen hier tätige junge Kollegin heulend aus dieser Tür gestürzt. Das Mädchen war unerfahren, kaum ausgebildet und von den Zuständen hier überwältigt gewesen. Bonnie war nicht entgangen, wie ihre Hände gezittert hatten, wenn sie die Leiber der frisch eingelieferten und notdürftig versorgten Soldaten waschen sollte. Das Gemisch aus getrocknetem Schlamm, geronnenem Blut und Wochen altem Schmutz abzubekommen, konnte eine belastende und zugleich übelriechende Angelegenheit sein. Doch es war nun mal notwendig und eine Aufgabe für weniger qualifiziertes Personal. Oft genug war es den Männern unangenehm, die Prozedur über sich ergehen zu lassen, umso wichtiger war eine unbeschwerte Herangehensweise der Pflegerinnen. Sie nahmen die Veteranen hier in Empfang und waren deren erster Kontakt mit der Heimat nach dem oft langen Einsatz auf dem Festland. Eine freundliche Miene und einige belebende Sätze, ja vielleicht sogar ein Scherz, konnten den Männern das Ankommen und den Umgang mit ihrer Verwundung und ihrem Zustand erleichtern. Bonnie hatte das Mädchel seit jenem Tag nicht mehr gesehen, vielleicht war sie in die Küche versetzt worden. Oder man hatte sie nach Hause geschickt. Bonnie

verspürte Mitgefühl, doch vermutlich war es so das Beste für alle. Man musste dafür gemacht sein, den Alltag in einem Krankenhaus auszuhalten. Oder sich schlicht daran gewöhnen und die Zähne zusammenbeißen, bis man alles besser wegsteckte.

Ein noch breiteres Lächeln zog sich über den Mund des Mannes. »Sie erledigen Ihre Arbeit, wie mir berichtet wird, sehr gewissenhaft.«

Das unerwartete Kompliment tat gut, erklärte jedoch nicht, was der Stationsarzt von ihr wollte. Bonnie nickte und zwang sich, geduldig zu sein. »Danke, Sir.«

»Wir hatten eine unruhige Nacht.« Er seufzte und rieb sich über die Augen. Doktor Wright wirkte noch erschöpfter als üblich. Trotz seines fortgeschrittenen Alters hatte er, wie etliche andere Ärzte, den Ruhestand aufgeschoben, um sein Land in dieser schwierigen Zeit zu unterstützen. Er lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. »Gestern Nachmittag wurden einige Soldaten der Royal Scots eingeliefert.«

Schotten. Bonnie presste die Lippen aufeinander, während sie versuchte, im Gesicht des Arztes zu lesen.

»Ich habe in den letzten Jahren mehr Verwundete gesehen, als ich zählen kann. Viele gebrochene Männer und unzählige, die wütend waren.« Er machte eine Pause und schüttelte den Kopf. »Hin und wieder auch Wahnsinnige.«

»Ich weiß«, sagte Bonnie leise. Auch sie hatte diese Männer erlebt. Sie gepflegt, ihnen zugehört und, wenn nötig, deren Hand gehalten. Nach Feierabend ließ sie sich hin und wieder

Briefe diktieren, die ihre Patienten ihren Ehefrauen oder Eltern schickten. Bonnie hatte oft genug einen Einblick in das Seelenheil verwundeter Soldaten erhalten, um die vielfältigen Reaktionen darauf zu kennen.

Dr. Wright räusperte sich und stützte die Ellenbogen auf das Pult. Seine braunen Augen musterten sie trotz seiner Müdigkeit wach. »Aber solch einen Haufen habe ich nie zuvor gesehen. Einige können es kaum erwarten, gleich wieder auf den Kontinent zurückgeschickt zu werden, nachdem man sie gerade erst zusammengeflickt hat. Und manche derjenigen, die nicht mehr tauglich sind, wollen es nicht akzeptieren. Elf Männer, und einer schaut finsterer drein als der andere.« Er machte eine Pause. »Wir mussten sie in ein gemeinsames Zimmer legen, weil die anderen Patienten sich keinen Raum mit ihnen teilen wollten. Die Betten stehen eng an eng und die Stimmung ist angespannt.« Dr. Wright schüttelte das ergraute Haupt. »Das sind nicht mehr die Jungen vom Lande, die damals auf die Schiffe verfrachtet wurden. Ich habe mir ihre Unterlagen angesehen, und sie sind allesamt von Anfang an dabei. Ein eingeschworener Haufen, einige von ihnen sind an der Front erwachsen geworden, und vermutlich mussten sie zusehen, wie fast alle ihrer Kameraden der ursprünglichen Einheit gefallen sind. Und nun hat es sie selbst erwischt.« Eine erneute Pause folgte, und in Bonnies Gedanken nahmen die Männer, über die er sprach, Gestalt an. »Einer von der Bande macht noch mehr Probleme als der Rest. Gleich nach seiner Ankunft hat er einen Assistenzarzt am Kragen gepackt. Er drohte ihm Gewalt an,

wenn der ihm nicht die Bescheinigung ausstellte, dass er wieder in den Kampfeinsatz könnte.« Der Arzt beugte sich vor. »Dieser Kerl hat einen Arm verloren!«, erklärte er und schüttelte erneut den Kopf. »Mir scheint es, als sei er so etwas wie der Anführer der Truppe, aber den Unterlagen nach steht er im Rang nicht über den anderen. Im Gegenteil: Mehrere Verwarnungen sind hier aufgelistet, und wenn ich die knappen Notizen richtig deute, gilt er als Unruhestifter, auch wenn er durchaus taktisches Geschick gezeigt haben soll. Ich habe mir das alles angesehen, um zu entscheiden, ob wie die Kerle hier überhaupt behandeln können, wenn sie ihr Benehmen denn nicht ändern werden, oder ob wir eine andere Lösung brauchen.«

Bonnie überlegte fieberhaft, weshalb Dr. Wright sie hatte kommen lassen und warum er ihr all dies erzählte. Nachzufragen wagte sie nicht.

»Ihre Kolleginnen weigern sich, dieses Zimmer zu betreten. Die Halunken haben zwei der Schwestern heute Nacht vertrieben, eine weitere in den frühen Morgenstunden. Doch diese Männer brauchen, auch wenn sie es nicht einsehen, dringend die richtige Behandlung.« Mit der Hand deutete er auf eine der Akten. »Der mit dem amputierten Arm hat womöglich eine Entzündung, da der Verband nun schon längst hätte gewechselt werden sollen, und wenn er Pech hat, wird er nicht nur einen Arm, sondern bald auch sein Leben verloren haben, wenn er nicht schnellstens richtig versorgt wird.«

Bonnie nickte. Wundbrand war ein Gegner, den sie alle fürchteten. Zu oft hatten sie schon gegen ihn verloren. »Und weil ich die einzige Schottin im Krankenhaus bin, hoffen Sie, dass diese Kerle mich das tun lassen?«, erriet Bonnie den Gedankengang ihres Vorgesetzten.

Dr. Wright brummte bestätigend. »Man hört es nicht nur, man sieht Ihnen Ihre Herkunft auch auf den ersten Blick an.« Seine Augen huschten über ihre Schwesternhaube, die heute sicherlich nicht so ordentlich angesteckt war wie üblich.

Bonnie schalt sich in Gedanken dafür, noch einmal eingedöst zu sein. Der Oberschwester würde es nicht entgehen, und Bonnie konnte sich auf einen Rüffel einstellen.

»Eine Sache habe ich schon angeordnet: Die Männer werden so schnell wie möglich nach Schottland verlegt, sobald ein weiterer Transport möglich ist«, sprach er weiter. »Sehen Sie zu, dass Sie die dringend notwendige Wundpflege vornehmen können, und überzeugen Sie Ihre Landsleute davon, möglichst keine Ärzte mehr zu bedrohen. Ich würde ungern die Militärpolizei einschalten, nach allem, was diese Kerle für ihr Land getan haben.«

»Natürlich, Sir.« Bonnie machte auf dem Absatz kehrt und griff nach der Türklinke.

»Zimmer 213. Wenn es nicht anders geht, dann werden die Männer fixiert!«, rief er ihr hinterher, während sie auf den Flur trat.

»Der Tag wird immer besser«, murmelte Bonnie. Sie packte einen der Kekse aus und steckte ihn sich in den Mund, dann

ging sie zu den Metallwagen hinüber, auf denen vorbereitetes Verbandsmaterial, Medikamente und verschiedene Salben lagen.

Rose, eine ihrer Kolleginnen, trat neben sie. »Hat der Chef dir die Schotten zugeteilt?«, fragte sie, und ein mitleidiges Lächeln zeichnete sich auf ihren Lippen ab.

Bonnie schluckte das staubtrockene Gebäck hinunter. »Einer muss es ja machen, und vermutlich hat Dr. Wright recht und diese grässlich roten Haare und mein Dialekt werden mir dabei helfen«, sagte sie und zwinkerte Rose zu. »Und ansonsten dürfen wir die Männer festschnallen lassen, das ist auch schon länger nicht mehr vorgekommen. Eine echte Abwechslung, will ich meinen«, sagte Bonnie lachend.

Ihre Kollegin kicherte und hob die Hände. Gekonnt wickelte sie einige der widerspenstigen Strähnen, die ein zweites Mal unter Bonnies Haube herausgerutscht waren, um einen Finger und steckte sie zurück. »Pass gut auf«, zischte sie. »Einer von diesen Highlandern hat mir vorhin einen Klaps auf den Hintern gegeben. Alleine deshalb hätten sie es schon verdient, fixiert zu werden. Wäre ich nicht im Dienst gewesen, hätte ich ihm eine gescheuert. Stattdessen müssen sie jetzt alle länger auf ihr Schmerzmittel warten. Das wird dem Kerl hoffentlich eine Lehre sein, eine Schwester so zu behandeln.« Rose schnappte sich eine Bettpfanne und verschwand in einem der Krankenzimmer.

»Na, das kann ja heiter werden«, flüsterte Bonnie, zählte die Tabletten und Spritzen durch und schob den Rolltisch auf das

ausgeblichene Schild mit der Nummer 213 zu.

Bonnie drückte die Klinke herunter, gab der Tür einen Schubs und stieß mit der Hüfte den Tisch ins Zimmer. Sie ließ ihren Blick durch den Raum schweifen und bemühte sich, die süßlich verbrauchte Luft zu ignorieren. Ein gellender Pfiff durchbrach die Stille, und gleich darauf war Gejohle zu hören. Bonnie unterdrückte ein Stöhnen und streckte den Rücken durch. Sie zwang sich zu einem professionellen Lächeln. Nicht zu freundlich, um ihre neuen Patienten nicht auf unangemessene Ideen zu bringen, aber dennoch liebenswürdig genug, um eine angenehme Stimmung zu verbreiten, während sie sich ein Bild von der Situation machte.

»Na, Süße, willst du jetzt dein Glück versuchen?«, rief einer der Soldaten ihr zu. Sein Bein steckte in einem Gips und war an einer Halterung gesichert.

Bonnie beachtete ihn nicht, da er wohl kaum fähig wäre aufzustehen, und sah sich weiter um.

Der Mann im vorletzten Bett auf der rechten Seite lag mit dem nackten Rücken zu ihr. Ein Verband zog sich über seine linke Schulter. Bei keinem der anderen Männer war ein amputierter Arm zu erkennen.

Bonnie steuerte zielstrebig mit dem quietschenden Tisch auf ihn zu. Wenn der Stationsarzt richtig lag und dies hier der Anführer der Bande war, würde sie ihn sich als Erstes vornehmen. Gleich zu Anfang die härteste Nuss zu knacken, erschien ihr eine gute Idee zu sein.

Bonnie spürte die Blicke der Männer auf sich, als sie neben das Bett trat.

Der Soldat lag auf der Seite, sie konnte sein Gesicht nicht sehen, da sein Kopf von einer dicken Bandage bedeckt wurde. Dennoch ahnte sie, dass er wach war. Zu angespannt wirkte sein Körper, scheinbar bereit, jeden Moment aufzuspringen.

Sie legte die Fingerspitzen der linken Hand auf seine Haut, um mit der rechten den Verband zu lösen. »In Ordnung, Soldat, ich schaue mir das hier jetzt an und versorge die Wunde, damit Sie bald wieder zu Hause sein und einen guten schottischen Whisky trinken können«, sprach sie leise auf ihn ein und versuchte nicht wie üblich, ihre landestypische Aussprache zu unterdrücken.

Kurz spürte sie, wie seine Muskeln unter ihren Fingern zuckten. »Du hattest schon immer die sanftesten Hände«, brummte er. »Viel zu schade für meine Freunde hier.«

Bonnie biss sich auf die Unterlippe und schloss die Augen. Bewegungslos ruhten ihre Hände auf ihm. Das konnte nicht sein. Wie hoch war die Wahrscheinlichkeit? Und doch war ihr bei Dr. Wrights Erwähnung der Royal Scots ein Schauer über den Rücken gelaufen. Endlich schaffte sie es, wieder zu atmen, und öffnete die Lider. »Warum habe ich mir nicht denken können, dass nur du so dumm sein kannst? Hast du wirklich einen Arzt bedroht, damit er dich mit einem Arm zurück aufs Festland schickt?«, stieß sie hervor und schmeckte die Tränen auf ihrer Zunge.

»Einer ist mehr als genug«, sagte er und drehte sich auf den Rücken. In seinen Mundwinkeln zuckte ein Grinsen. »Heulst du wegen des Arms?«

Unfähig etwas zu sagen beugte sich Bonnie vor, schlang die Arme um ihn und küsste seine verschwitzte Stirn. Wie lange war es her? Jahre waren vergangen, die sich wie ein halbes Leben anfühlten. Wieder erklang Johlen, doch sie beachtete es nicht.

Für einen verschwindend kurzen Moment berührten seine Lippen sanft ihre Wangen, so wie er sie damals zum Abschied geküsst hatte. Dann legte sich seine Hand in ihren Nacken. »Sorg dafür, dass sie mich zurückschicken. Verstanden?«, zischte er.

Bonnie stemmte sich hoch und sah in das eine Auge, das nicht von dem Verband bedeckt war. »Willst du Dickschädel auch noch den anderen Arm verlieren, Archie?« Nun war auch ihr danach, einen Schotten zu ohrfeigen. Und sie würde es sich sogar erlauben können, da dieser Mistkerl ihr deswegen ganz sicher keine Probleme bereiten würde. Dennoch verschob Bonnie die Sache zumindest für den Moment. Sie sollte sich ihrer Tracht angemessen verhalten.

»Du weißt, warum ich zurück muss«, brachte er hervor, und sein Blick lag starr auf ihr.

Bonnie zog die Nase hoch und nickte leicht. Natürlich wusste sie, was er meinte. Doch niemand würde einen Mann mit nur einem Arm in den Kampf schicken. Nicht einmal Archie Dennon konnte so etwas durchsetzen.

»Hübsches Mädchen hast du da«, rief ein Kerl zwei Betten weiter. »Hättest uns ruhig mal von ihr erzählen können. Ich bin mir sicher, das hätte die ein oder andere Wache angenehmer gemacht.«

Bonnie sah strafend zu ihm hinüber. »Herrgott, das ist mein Bruder, also sparen Sie sich Ihre Anzüglichkeiten.«

»Halbbruder«, ergänzte Archie, wie er es immer tat, wenn ihre Familienverhältnisse zur Sprache kamen.

»Das ist ja noch besser. Mein Verband muss auch gewechselt werden, Süße.« Der Soldat deutete auf seinen Bauch und grinste.

»Keiner rührt meine Schwester an.« Archie kniff das Auge zusammen und sah die Bettreihen entlang, als wollte er von jedem einzelnen seiner Kameraden eine Bestätigung, dass sie ihn verstanden hatten.

»Halbschwester, meinst du wohl«, murmelte Bonnie.

»Aye. Schon gut. Ist nur ewig her, dass wir so ein hübsches Mädels gesehen haben.« Beschwichtigend hob der Kerl die Hände.

Bonnie nutzte die Ablenkung und machte sich wieder an Archies Verband zu schaffen. Der Geruch, den ihr Bruder verströmte, versprach nichts Gutes.

Er zuckte kaum merklich zusammen.

»Wann wurde das das letzte Mal frisch verbunden?«, fragte sie beim Anblick der geröteten Naht.

»Vor ein paar Tagen«, gab er unwillig zu.

»Das muss jeden Tag gereinigt werden, wenn es nicht zu faulen anfangen soll.« Da die Operation eindeutig nicht mehr als drei oder vier Tage zurücklag, schloss Bonnie, dass der Verband kein einziges Mal gewechselt worden war, weil Archie sich wie ein Halbwilder aufgeführt hatte.

»Die Zeit habe ich nicht.« Er griff nach ihrem Handgelenk und drückte es ein wenig zu fest.

»Du wirst in diesem Krieg nicht mehr kämpfen«, sagte sie energisch. »Die Wunde nicht behandeln zu lassen, wird daran nichts ändern, es wird dich höchstens ins Grab bringen. Das muss dir doch klar sein!«

»Ich muss rausfinden, ob Ian das Gefecht überstanden hat«, murmelte Archie und senkte den Blick.

Vor Bonnies Augen erschienen rote Haare und Sommersprossen. Und das freche Gesicht, das sie in ihren Träumen aufsuchte. Ganz so, wie es auch Archies Antlitz getan hatte. »Ian lebt«, sagte sie mehr zu sich selbst als zu ihm.

»Und damit das so bleibt, muss ich zurück.« Er schaute sie erneut eindringlich an. »Ich habe Ma geschworen, auf ihn aufzupassen.«

»Das hast du rund drei Jahre lang getan.« Ihre Finger fuhren durch seine schwarzen Haare und überprüften den Sitz des Kopfverbands. »Er ist unser Bruder, und er kommt zu uns zurück. Du kennst ihn doch: Ian hat mehr Glück als Verstand. Lass uns einfach beten, dass das auch weiterhin so bleibt.«

Bonnie beobachtete, wie er die Zähne zusammenbiss und gleich darauf das Gesicht schmerzhaft verzog.

»Ist dein Auge verletzt?«, fragte sie und hoffte inständig, dass Archie zumindest seine Sehfähigkeit behalten hatte. Der Schock, dass ihr Bruder einen Arm verloren hatte, drohte sie zu überwältigen. Auch wenn sie an derlei Verwundungen gewöhnt war, fühlte es sich in diesem Fall anders an. Es war persönlich. Und es schmerzte. Ebenso wie die Sorge um Ian. Sie durfte nicht daran denken, dass ihr kleiner Bruder tot sein könnte. So lange sie keinen Brief erhalten hatten, in dem genau das stand, wollte sie den Gedanken verdrängen so gut es ging.

Archie schüttelte den Kopf und sank ins Kissen zurück. »Nur das Lid und die Wange.«

»Ich schaue mir das trotzdem gleich an. Du hast Glück gehabt.« Aufmunternd lächelte sie ihn an.

»Ich habe einen Arm verloren und liege hier. Das soll Glück sein?«

»Der Kopf wäre schlimmer gewesen.« Bonnie gluckste. Auch wenn ihr Bruder es in diesem Moment nicht wahrhaben wollte, so war eine Verletzung ein Segen. Sie wusste, dass viele Männer dafür beteten, verwundet und in die Heimat zurückgeschickt zu werden. »Besser verwundet als tot«, hatte sie in den vergangenen Jahren unzählige Male von Patienten gehört. Sie gab etwas Salbe auf einen Wattebausch und tupfte die Stelle ab, an der sich bis vor wenigen Tagen noch der zweite Arm ihres Bruders befunden hatte. »Was ist denn überhaupt passiert?«

»Eine Granate. Mehrere Splitter haben den Arm und die Arterie zerfetzt, und einer hat das Gesicht erwischt«, berichtete Archie nüchtern. »Hab mir den Arm selbst abgebunden, um

nicht zu verbluten. Bis man uns endlich aufgelesen und rausgeschleppt hatte, war die Blutversorgung schon zu lange unterbrochen, und dieser Metzger von einem Arzt hat ihn mir abgenommen.«

»Er hat immerhin ordentliche Arbeit geleistet.« Die Amputation war sorgfältig ausgeführt worden, das hatte Bonnie gleich erkannt. Nur die Pflege seitdem ließ zu wünschen übrig.

»Der macht ja auch den ganzen Tag nichts anderes, als mit seiner Säge zu spielen«, knurrte Archie. »Du kannst dir nicht vorstellen, was da vor sich geht.« Er wandte den Blick ab.

Sie legte ihre Handfläche an seine Wange. Wie gerne sie ihn erneut umarmen würde, doch sicherlich wäre dies Archie vor seinen Kameraden nicht recht. Wobei es ihn vermutlich auch ohne diese gestört hätte. Die kantigen Gesichtszüge ihres Bruders und seine gerunzelte Stirn hatten stets einen unnahbaren Eindruck gemacht, aber eigentlich war er tief, sehr tief in seinem Innern ein guter Kerl. Doch nun lag in Archies Blick etwas, das sie erschauern ließ. Der Krieg hatte ihn unweigerlich verändert, und sie vermochte zu diesem Zeitpunkt nicht abzuschätzen, wie sehr. Bonnie riss sich zusammen und griff nach einem frischen Verband. In diesem Moment war es sein Körper, der ihrer Fürsorge bedurfte, die Seele würde wohl oder übel warten müssen. Sie musste sich beeilen, um alle Männer zügig zu versorgen. »Es ist vorbei, Archie.«

»Es wird nie vorbei sein. Für keinen von uns. Jetzt tu, was du tun musst, und lass uns nicht darüber reden«, sagte er leise und

drehte ihr erneut den Rücken zu.

* * * * *

Connor rappelte sich auf und rutschte, so weit sein Bein es zuließ, näher an das Kopfende des Bettes, um sich dort anzulehnen. Er betrachtete frustriert den weißen Vorhang, der zugezogen zwischen seinem und Archies Bett hing und ihm den Blick auf das versperrte, was er seit einigen Minuten hörte. Die engelsgleiche Stimme klang weich und warm, und dennoch waren ihre Antworten schlagfertig. *Archies Schwester*. Connor streckte sich, konnte den Stoff jedoch nicht erreichen. Er fluchte und lehnte sich ins Kissen zurück. Hätte einer der Kameraden nur nicht die letzte Krankenschwester verschreckt. Vor einigen Stunden hatte diese den Vorhang zugezogen, um Connor zu verarzten, war dann aber, noch ehe sie überhaupt damit angefangen hatte, mit einer Schimpftirade aus dem Raum verschwunden. Die Schmerzmittel hatte sie natürlich mitgenommen, was sein Oberschenkel mit einem pochenden Brennen quittierte.

Halbgeschwister, hatte Archie vorhin ergänzt, als die Frau selbstsicher einen der Soldaten in die Schranken gewiesen hatte. Vielleicht erklärte dieser Umstand, dass beide so gegensätzliche Persönlichkeiten hatten, wie Connor herauszuhören glaubte. Archie, das Raubein, der vor nichts zurückschreckte und sich grundsätzlich an der Grenze zur

Selbstzerstörung bewegte, und dieses zauberhafte Wesen, von dem er bisher nur die Stimme kannte. Wie sie wohl aussah?

Als Archie die Granate erwähnt hatte, die für seinen fehlenden Arm verantwortlich war, hatte Connor die Augen geschlossen. Es war *seine* Granate gewesen. Für ihn bestimmt und nicht für Archie. Und nun lagen sie beide hier und Connor wusste, wie viel dieser Umstand seinem Weggefährten abverlangte. Zwar hatten Archie und seine Schwester leise gesprochen, dennoch hatte Connor jedes Wort verstanden. Archie wollte zurück zu Ian. Zu dem aufgekratzten jungen Kerl, der, als der Krieg begann, mehr Junge als Mann gewesen war und den sie während des Gefechts bei Cambrai aus den Augen verloren hatten. Obwohl sein Kamerad es mehr als einmal probiert hatte, hatten sie keine Informationen zu Ian und den anderen erhalten. Waren überhaupt noch welche von ihnen übrig, oder waren die Männer in diesem Zimmer der traurige Rest des neunten Bataillons?

Archie und er waren mit letzter Kraft verwundet in Deckung gekrochen und hatten dort ausgeharrt, während um sie herum weiter der Kampf tobte. Irgendwann hatte ein Kamerad ihnen seinen Wasserkanister zugeworfen und war gleich darauf wieder verschwunden. Bis zur Dunkelheit hatten sie in einer Ruine gelegen und Connor hatte längst seinen Frieden damit gemacht, dass nun alles vorbei war. So schlimm hatte er es gar nicht gefunden. Vermutlich hatte er schon seit jenem Augusttag, an dem er sich früh morgens bei den Royal Scots

eingeschrieben hatte, damit gerechnet, dass so sein Ende aussehen würde.

Um Archies willen hatte Connor trotzdem auf Rettung gehofft, auch wenn ihm nach einer Weile klar geworden war, dass es für dessen Arm keine mehr geben würde. Und dann waren sie doch noch aufgelesen und auf Tragen gepackt worden, nachdem die Mörsergeräusche weiter entfernt dröhnten und sich die gegnerische Artillerie auf einen anderen Bereich einschoss. Connor hatte geglaubt, vor Schmerz das Bewusstsein verlieren zu müssen. Vielleicht war es sogar so gewesen. Die folgenden Stunden waren in seiner Erinnerung verschwommen. Außer ein paar Bildfetzen von blutverschmierten Kitteln, einer Spritze, die endlich die Erlösung von den Schmerzen brachte und den Schreien um ihn herum, war alles verschwunden. Auch von den nächsten zwei Tagen wusste Connor nicht mehr viel, was vermutlich ein Segen war.

Er schüttelte den Kopf und betrachtete das Bein, das erst vor wenigen Tagen in einem in Frankreich aus dem Boden gestampften Krankenhaus operiert worden war. Die klobige Schiene machte einen Positionswechsel beinahe unmöglich. »Vermutlich werden Sie nie wieder rennen können«, hatte der Chirurg ihm mit knappen Worten prognostiziert. »Vielleicht sogar nicht einmal richtig gehen.« Dass man ihm das Bein nicht direkt an Ort und Stelle abgenommen hatte, war einzig und allein dem glücklichen Umstand geschuldet, dass gerade einer dieser Röntgenwagen vor dem Krankenhaus geparkt war.

Connor wusste nicht viel über Marie Curie, noch weniger über Radiologie, doch so wie er es verstanden hatte, verdankte er dieser Frau die Tatsache, dass er noch beide Beine besaß. Vor dem Einsatz der *Petites Curies*, dieser mit neuester Technik ausgestatteten Fahrzeuge, hatte man nicht lange gefackelt und verletzte Gliedmaßen im Zweifelsfall einfach abgenommen. Und das viel zu oft, da man die Art der Verletzung im Durcheinander der ganzen verwundeten Soldaten, die in einem unaufhörlichen Strom von der Front antransportiert wurden, nicht genau hatte einschätzen können. Noch immer geschah es täglich unzählige Male. Connor hingegen war der Luxus zuteilgeworden, geröntgt zu werden und dann auch noch auf dem Tisch eines Chirurgen zu landen. Er schmunzelte. Was man in einem Krieg so als Luxus empfand!

Seine Finger strichen über die saubere weiße Bettdecke, die auf jeden Fall einen darstellte. Ebenso wie das Essen, das ihnen hier serviert wurde. Wer die Schmerzen einigermaßen aushalten konnte, stürzte sich wie ein Raubtier auf die Teller. Doch die Stimmung war gedrückt. Vermutlich empfand fast jeder von ihnen seine Verletzung als Schande. In der ersten Zeit hatten die meisten sich eine kleine, saubere Schusswunde und damit das Ticket nach Hause gewünscht. Sie hätten mit einem steifen Arm oder einem leichten Humpeln für den Rest ihres Lebens nur zu gerne im Tausch für die Heimkehr gezahlt. Connor war es jedoch anders ergangen. Und Archie sowieso. Der hatte, kaum dass er neben ihm aus der Narkose erwacht war, aufstehen und nach Ian suchen wollen. Das ganze Lazarett

hatte er zusammengebrüllt, bis eine Krankenschwester verschnupft versprach, die Namen aller Patienten zu überprüfen. Doch Ian war nicht darunter gewesen. Also hatte Archie erst recht das Bett verlassen und zu ihrer Einheit zurückkehren wollen.

Schließlich hatten ihm die Ärzte in regelmäßigen Abständen etwas gespritzt, und so richtig war Archie erst wieder im Zug zu sich gekommen, in den man sie nach der Überfahrt des Ärmelkanals verfrachtet hatte. Sein Kamerad hatte sich mit einem Schwall an Beschimpfungen bei jedem, der ihm unter die Nase kam, für seine Rückkehr auf die Insel bedankt. Vielleicht konnte seine Schwester ja verhindern, dass man sie dank Archie noch woandershin verfrachtete. In einen abgelegenen Kellerraum des Krankenhauses oder sonst wohin. Auch so schon war die Stimmung hier im Zimmer angespannt, ja beinahe explosiv. Schmerzen und gekränkter Stolz waren eine gefährliche Mischung und so manch einer hatte sich, nachdem er erst einmal den anfänglichen Schock der Front verwunden hatte, geschworen, bis zum Ende durchzuhalten. Einige der Kameraden hatten gehofft dabei zu sein, wenn sie diesen beschissenen Krieg endlich gewinnen sollten.

Connor hingegen beschäftigten ganz andere Gedanken. Er streckte den Arm aus und schob seine Finger zwischen den Stäben der Schiene unter den Verband. Das ständige Jucken machte ihn fast verrückt, doch vermutlich lag das auch an der längst überfälligen Reinigung der Wunden. Während er sich ausgiebig den Oberschenkel rieb, blickte er aus dem Fenster.